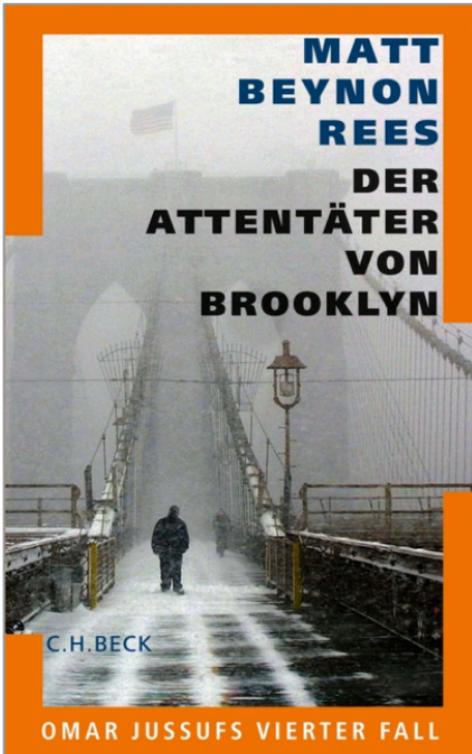


Unverkäufliche Leseprobe



Matt Beynon Rees
Der Attentäter von Brooklyn
Omar Jussufs vierter Fall

Aus dem Englischen von Klaus Modick
288 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61283-1

Kapitel

1

Als er aus dem Zug der R-Linie ausstieg und über die enge, von Kaugummiflecken geschwärzte Treppe der U-Bahn-Station Fourth Avenue in Brooklyn nach oben ging, blickte sich Omar Jussuf nach bewaffneten Räufern um und lächelte. Er erinnerte sich daran, dass die Sekretärin seiner Schule im Flüchtlingslager Dehaischa ihn gewarnt hatte, New Yorker würden einen schon wegen eines einzigen Dollars über den Haufen schießen. Wie von einer unsichtbaren Last gebeugt, eilten verstreute Passanten über die breiten Gehwege entlang der Bay Ridge Avenue. Die Köpfe gegen den kalten Wind gesenkt, verschwanden sie im Untergrund, ohne ihn zu beachten. Er dachte an die Antwort, die er seiner besorgten Mitarbeiterin gegeben hatte: «Ich bin Palästinenser. Brooklyn wird wie ein Urlaub von den Gefahren meines Lebens in Bethlehem sein.»

Der Himmel hing als ein stumpfes, ausdrucksloses Grau über den dreistöckigen Reihenhäusern. Omar Jussuf hatte den Eindruck, dass der obere Teil der Landschaft fehlte, als wäre er zubetoniert worden. Er schaute auf seine Armbanduhr und fragte sich, ob er sich beim Umstellen auf die New Yorker Zeit verrechnet hatte. Das champagnerfarbene Zifferblatt signalisierte ihm Mittag, aber er konnte sich nicht entsinnen, die Sonne in ihrem Zenit jemals so verdunkelt gesehen zu haben, nicht einmal bei blendenden Sandstürmen in der Wüste.

Er erreichte die Ecke zur Fifth Avenue und zog einen Zettel aus der Tasche. Er hielt ihn sich mit eiskalten Fingern

dicht vors Gesicht und las die darauf gekritzelte Adresse. Dies schien der richtige Ort zu sein. Er zog die Nase hoch und runzelte die Stirn angesichts der kitschigen Läden entlang des Häuserblocks. Er schlenderte an einem Juwelier vorbei, dessen Name, der eines berühmten Clans aus Ramallah, in arabischen Buchstaben auf der roten Markise prangte, und dann an einem Café mit dem Namen Jerusalems, *al-Quds*, die Heilige. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte ein Arzt, dessen Familie Omar Jussuf aus Bethlehem kannte, seine Praxis, und nebenan wies ein Schild auf den arabischen Gemeinderat hin.

Omar Jussuf schlurfte über den bröckelnden Gehweg, umkurvte schmutzige Schneehaufen, die gegen verbeulte Zeitungskästen geschaufelt waren. Vor einer frostigen Windböe kniff er die Augen zusammen und raffte die dünne beige Windjacke fester um die schlaffe Haut an seinem Hals. Wassertropfen, die aus dem fleckigen Schnee aufgewirbelt wurden, setzten sich auf seine Brille. Er runzelte die Nase und schürzte die Lippen.

Dies war das Zuhause seines Sohnes, jener Teil Brooklyns, in dem seine Landsleute wohnten. *Little Palestine*.

Abgesehen von den arabischen Schildern über den Ladenfronten kam Omar Jussuf die Avenue typisch amerikanisch vor. Makellose, auf Hochglanz polierte Autos, wie er es sonst nur bei der Limousine eines Regierungsministers in Bethlehem gesehen hatte, durchpflügten den braunen Schnee im Rinnstein. *Stars and Stripes* rüttelten im Wind an den Laterne­masten. Aus unerfindlichen Gründen waren die grauen, entlaubten Bäume entlang des Gehwegs mit großen roten, zu Schleifen gebundenen Bändern geschmückt.

Eine moslemische Frau eilte aus einer *Halal*-Metzgerei. Ihr Kopf war mit einem cremefarbenen *Mendil* bedeckt; sie blies wegen des kalten Winds ihre dunklen Wangen auf und zog

unter einem Mantel, der für die Arktis gemacht zu sein schien, die Schultern hoch. Sie fing Omar Jussufs Blick auf, schaute im Vorbeigehen züchtig zu Boden und murmelte: «Friede sei mit Ihnen.»

«Und auch mit Ihnen, Friede», antwortete Omar Jussuf. Bei diesen Worten, den ersten, die er auf Arabisch sagte, seit sein Flug der *Royal Jordanian Airlines* auf dem JFK-Airport gelandet war, empfand er plötzlich Heimweh und bereute es bitter, viel zu leicht bekleidet im New Yorker Winter angekommen zu sein. Zu Hause schneite es nur alle zwei bis drei Jahre, und der Schnee schmolz auch sofort wieder. Entgegen den Warnungen seines Sohnes war er sich sicher gewesen, dass das New Yorker Wetter auch nicht viel schlimmer sein könnte. Mit der für ihn typischen Mischung aus penibler Akkuratess und Eitelkeit hatte er lediglich einen kleinen Koffer mitgenommen, den er nur zur Hälfte gepackt hatte, da er beabsichtigte, sich vor seiner Rückkehr nach Palästina noch mit einigen geschmackvollen Neuerwerbungen edler Garderobe einzudecken. Weil er sich vorgenommen hatte, einen neuen Hut zu kaufen, hatte er sogar seine geliebte Tweedmütze zu Hause gelassen. Während er beobachtete, wie sich die Frau mit ihren Besorgungen den Block entlangschleppte, spürte er, wie seine weißen Haarsträhnen, die er sich über den kahlen Schädel zu kämmen pflegte, vom rauen Wind zersaust wurden.

Vor einer Tür neben einer Boutique, die traditionelle bestickte Gewänder aus palästinensischen Dörfern verkaufte und auf Arabisch annoncierte, dass es sich um das Geschäft eines gewissen Abdelrahim handelte, überprüfte Omar Jussuf die Adresse ein weiteres Mal. Dann schob er sich durch die billige schwarze Tür und stieg die schmutzige Treppe zur Wohnung seines Sohnes empor.

Der Flur am Ende der Treppe war dunkel und still. Omar Jussuf hielt inne, rang nach Atem und gewöhnte seine Augen

an das matte Licht, das vom Erdgeschoss hochschimmerte. Auf der Avenue fuhr ein Bus vorbei, und ein Auto hupte kurz. In einer der Wohnungen wurde gekocht. Er atmete das rauchige Aroma von Auberginen ein, überlagert vom dichten, fettigen Geruch nach Lamm, und identifizierte das Gericht als *Ma'aluba*. Niemand verstand es so gut wie seine Frau Marjam, Fleisch und Auberginen so langsam zu garen, bis die Düfte aus dem Topf aufstiegen und sich mit dem Reis mischten. Wieder spürte er das Gefühl der Isolation, das ihn überkommen hatte, als auf der fremden Straße jene ersten arabischen Worte erklingen waren, als wäre die Zunge, die schmeckte und sprach, der natürliche Sitz der Einsamkeit. Er straffte sich. Er erinnerte sich daran, dass sein Sohn, den er seit über einem Jahr nicht mehr gesehen hatte und den er liebte, ihn in einem dieser Zimmer erwartete, und wieder empfand er etwas von der Vorfreude, die er gespürt hatte, als er aus der U-Bahn gekommen war. Er strich sich den grauen Schnauzbart glatt, lächelte munter, um sich zu vergewissern, dass die Kälte draußen seine Gesichtszüge nicht eingefroren hatte, und schlurfte über den schmalen, klebrigen Streifen roten Linoleums auf die Eingangstür von Wohnung Nummer 2A zu.

Sie stand offen.

Omar Jussuf blieb stehen. Ein fingerbreiter Streifen eisen-grauen Lichts fiel durch die Tür auf den Flur. Er wusste nicht viel über Brooklyn, aber er wusste, dass es keine Gegend war, in der man Türen unverschlossen, erst recht nicht offen stehen ließ. Er atmete leise und lauschte. Wieder hupte ein Auto auf der Straße. In der Wohnung war es still. Er klopfte zweimal und wartete.

«Ala!», rief er. «Ala, mein Sohn. Hier ist Papa.»

Über der Nummer war ein Papierstreifen an die Tür geklebt. Darauf standen in flüssiger arabischer Schrift die

Worte: *Schloss der Assassinen*. Omar Jussufs Lippen verzogen sich zu einem nervösen Lächeln. *Nisar hatte immer eine gute Handschrift*, dachte er. *Das ist ein netter Scherz*.

Mitten in der Tür bemerkte er einen Knopf. Als er darauf drückte, erklang dumpf eine Klingel, aber der Druck seines Fingers ließ auch die Tür lautlos aufschwingen. Er betrat das Wohnzimmer im Apartment seines Sohnes.

Noch einmal rief er Alas Namen und fügte die Namen seiner Mitbewohner hinzu. «Raschid, Nisar? Seid begrüßt. Abu Ramis ist da.»

Das Zimmer war schäbig, mit einem durchgesehenen Sofa und drei Essstühlen möbliert; an einem fehlte die Plastiklehne. An der hinteren Wand hing ein billiger gelber Gebetsteppich, in den das Bild der *Kaaba*, des schwarzen Steins im Herzen der großen Moschee in Mekka, eingewebt war. Daneben klebte eine aus einer Zeitschrift gerissene Seite an der Wand. Sie zeigte ein Foto des Felsendoms in Jerusalem. Auf einem niedrigen Tisch neben der Tür stand ein aus Streichhölzern gefertigtes Modell des gleichen Schreins, so groß wie ein Fußball, grellgelb und türkis bemalt. *Die Art von Kunstwerken, die unsere Jungs in israelischen Gefängnissen basteln*, dachte Omar Jussuf.

Mit einem Unbehagen, das sich aus Fremdheit und Angst speiste, durchquerte er das Zimmer und roch den schweren, an zu Hause erinnernden Essigduft von *Fule*, der aus der winzigen Küche drang. Er warf einen Blick hinein, bemerkte auf dem Herd einen klebrigen Topf, auf dessen Boden sich noch ein paar braune Kleckser Favabohnenmus befanden. Er hielt die Hand über den Topf und spürte Restwärme. Unter einem Magneten, der für eine moslemische Gemeindezeitung warb, klemmte an der Kühlschrantür ein Blatt Papier. Es war eine Fotokopie der Gebetszeiten in einer Moschee namens *Masjid al-Alamut*.

Omar Jussuf runzelte die Augenbrauen. *Alamut*, dachte er. *Das echte Schloss der Assassinen. Die Jungs haben meinen Geschichtsunterricht nicht vergessen.*

Er klopfte an eine Schlafzimmertür und sah hinein. Das Bett war nicht gemacht. In dem kleinen Raum verdunkelte ein frei stehender Schrank fast das gesamte Fenster. Über dem Bett hing eine Kalligrafie der Anfangsverse des Korans in goldener Schrift auf schwarzem Grund. Auf der Fensterbank standen zwei gerahmte Fotos von Raschid. Das erste zeigte ihn mit seinen Eltern. Das zweite war aufgenommen worden, als er zur Highschool ging; darauf posierte er mit seinen drei besten Freunden und seinem Geschichtslehrer, dem grinsenden Omar Jussuf. Er schüttelte den Kopf. Das Foto erinnerte ihn daran, wie schnell er gealtert war. Vielleicht schien in seinem gegenwärtigen Leben auch nur das Lächeln deplatziert, weil seine Heimatstadt seit jenen Tagen, in denen er die Jungen unterrichtet hatte, die jetzt in diesem Apartment wohnten, immer stärker von Elend und Tod geprägt worden war.

Er ging ins nächste Zimmer. Eine Gardine war aufgezo-gen. Durchs Fenster brach so mattes Licht, dass Omar Jussuf lediglich erkennen konnte, dass da jemand im Dunkeln auf dem Bett in der anderen Zimmerecke lag.

«Ala, mein Sohn? Wach auf.» Er klopfte leise an den Tür-rahmen. «Nisar?»

Die Gestalt auf dem Bett rührte sich nicht. Im kränklichen Fensterlicht erkannte Omar Jussuf zwei Beine in einer gut gebügelten schwarzen Hose und glänzenden schwarzen Halbstiefeln. Er trat näher heran, blinzelte ins Dunkel. Er streckte die Hand aus, um den Arm des Schlafenden zu rüt-teln, berührte den Ärmel eines Seidenhemds und merkte, dass es nass war. Er zuckte zurück und riss die zweite Gardine auf.

Omar Jussuf stolperte und fiel auf das andere Bett. Sein

Puls begann plötzlich zu rasen. Er presste sich die Hand aufs Herz, als wollte er es daran hindern, seine Rippenbögen zu durchschlagen und aus dem Apartment zu fliehen.

Der Mann auf dem Bett war tot. Wo der Kopf hätte sein müssen, überschwemmte die Schwärze seines Bluts das Kissen. Ein leichtes, hauchdünnes Stoffstück lag über dem aufgerissenen Fleisch des Halses. Das Hemd des Mannes war mit Blut besudelt, und Blutspritzer bedeckten die Wand. Auch die Hände der Leiche waren blutig. Omar Jussufs Wange zuckte. Er zwinkerte, Tränen traten ihm in die Augen.

Ist das mein Sohn?, dachte er. Seine Schultern bebten, er ging in die Knie und kroch zum Bett. Seine Hände wischten durch das Blut auf dem Fußboden neben dem Nachttisch. Er wimmerte und erbrach einen Schwall saurer Flüssigkeit, die ihm im Mund brannte. *Er kann es nicht sein.* Er wischte sich mit dem Handgelenk über die laufende Nase und die Lippen und starrte die Leiche an. Der Tote war klein und schmal, hatte eine schlanke Taille und zarte Hände. *Er hat Alas Figur. Erkenne ich das Hemd wieder? Ist das Ala?*

Auf dem Nachttisch sah er einen Brief in seiner eigenen sorgfältigen Handschrift. Er lag aufgefaltet neben dem Wecker auf einem Buch mit Gedichten von Taha Mohammed Ali. Er griff nach dem Brief. *Mein lieber Sohn, Deine Mutter sendet Dir ihre Liebe, und Deine Nichte Nadia fügt eine kurze Geschichte bei, die sie über eine mysteriöse Sache geschrieben hat, die in Nablus passiert ist. Dies sind meine Reisepläne: So Allah will, komme ich zur UN-Konferenz am Morgen des 11. Februar an und werde Dich dann sofort in Brooklyn besuchen. Wie wir ja schon oft und mit großer Vorfreude besprochen haben, wirst Du mich dann durch Little Palestine führen ...*

Er zerknüllte die Blätter in seiner blutigen Faust und legte dem Leichnam seine zitternde Hand auf die Brust. Sein Puls pochte so heftig in seiner Handfläche, dass seine Hand sich

zu heben und senken schien, als hoben sich die Rippen des Toten immer noch unter Atemzügen. Das Blut drang ihm durch die Hose, ließ seine Knie kalt werden. Möge der König des Jüngsten Gerichts mir all meine Sünden vergeben, dachte er, und möge es ihm zuwider sein, dass dies hier mein Sohn ist. Während sich seine Handgelenke im kalten Blut versteiften, wusste er, dass ihm der Glaube fehlte, der diesen Toten zurück ins Leben hätte rufen können. Er war kein Gläubiger. Sein Gebet steigerte lediglich seine Verzweiflung und Einsamkeit. Rückwärts kroch er vom Bett weg und weinte.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Kapitel

2

Der Schock versetzte Omar Jussuf in die Schreckstarre eines gehetzten Tiers, das nur noch auf das warten kann, was auf es zukommt. Schließlich fragte er sich, wie lange er schon auf dem Fußboden im Schlafzimmer saß. Er sah, dass sein Handgelenk sich wie bei einer im Wasser treibenden Leiche hob. Auf dem Ziffernblatt seiner Uhr klebte Blut. Er rieb es mit dem Daumen weg. Unter dem verbliebenen, braunen Schmierfilm stand der Zeiger auf eins.

Er hörte einen Schritt im Wohnzimmer. Er wartete. Noch drei Schritte, leise, aber entschlossen. Er spürte, dass jemand direkt hinter der offenen Schlafzimmertür stand.

Vielleicht ist es Ala, dachte er. Er lebt noch. Er öffnete schon den Mund, um den Namen seines Sohnes zu rufen, starrte dann jedoch die Leiche auf dem Bett an. *Oder der Mörder ist zurückgekommen.*

Er rappelte sich hoch und hatte dabei das Gefühl, als ob seine sämtlichen Muskeln in einem Gipsverband steckten. Er war sich nicht sicher, ob er die Konfrontation mit dem Mörder suchte oder auf der Suche nach einem Versteck war. Seine Knie zitterten. Sein Gehirn schien hinter seinen Augäpfeln zu schwappen. Er stützte sich gegen den Türrahmen, als er das Wohnzimmer betrat.

Die Wohnungstür bewegte sich, und Omar Jussuf sah flüchtig den Rücken eines Mannes, der mit einem schwarzen gesteppten Mantel, schwarzer Hose und Schuhen und einer schwarzen Wollmütze bekleidet war. Im Vorbeigehen hatte der Mann das Streichholzmodell gestreift, und es war auf den

Boden gefallen. Omar Jussuf lief zur Tür, aber als er sie erreichte, war der Mann schon die Treppe hinunter und verschwunden.

Sein Hals verkrampfte sich unter Adrenalinschüben. *Vielleicht war es nur ein Dieb, der zufällig eine offene Tür gesehen und einfach sein Glück versucht hat*, redete er sich ein. Aber er war sich sicher, den Mörder gesehen zu haben. Er kam sich einsam und verwundbar vor. Was, wenn dem Mörder dämmern würde, dass er vor dem schwächlichen alten Mann, der zitternd im Schlafzimmer kniete, nicht die Flucht ergreifen musste?

Auf dem Fußboden neben dem Sofa entdeckte er das Telefon. *Ich muss die Polizei rufen*, dachte er. Er griff zum Hörer, zögerte jedoch. *Wie ist die Notrufnummer in diesem Land?* Er erinnerte sich daran, einen Artikel gelesen zu haben, in dem erklärt wurde, warum das tödliche Datum für Amerikaner so vielsagend gewesen war, und wählte.

Eine Frauenstimme antwortete. «9-1-1 Notruf.»

Omar Jussuf räusperte sich und sagte in seinem präzisen Englisch: «Ich möchte einen Todesfall melden.»

«Was ist die Todesursache, Sir?»

Omar Jussuf gab sich Mühe, die Frau am anderen Ende der Leitung zu verstehen. Die Stimme der Telefonistin verriet die Undurchdringlichkeit einer bürokratischen Diktion, die dazu angehalten war, sich einer vorgestanzten, gehobenen Grammatik zu befleißigen. «Ich würde sagen, es handelt sich um Mord.»

«Woher wissen Sie, dass es ein Mord ist, Sir?»

Der Hörer zitterte in Omar Jussufs Hand. «Er hat keinen Kopf.»

«Sie haben da eine tote Person ohne Kopf, Sir?»

Omar Jussuf nickte in den Hörer.

«Sir? Ist das die Sachlage?»

«Das ist richtig», stammelte er. «Kein Kopf.»

«Wo genau befinden Sie sich, Sir?»

Omar Jussuf suchte nach dem Zettel mit der Adresse seines Sohnes. Er durchwühlte seine Taschen, aber das Papier war weg. «Ich kann mich an die Adresse nicht mehr erinnern. Es ist in Bay Ridge. An der Fifth Avenue. Über einer Boutique.»

«Der Name der Boutique, Sir?»

«Abdelrahim. Aber das ist Arabisch. Auf Englisch steht da nur *Boutique*.»

«Wie heißen Sie, Sir?»

«Schicken Sie jetzt die Polizei?»

«Ja, Sir. Wie heißen Sie?»

«Sirhan. Omar Jussuf Sirhan. Aus dem Flüchtlingslager Dehaischa.»

«Von wo, Sir?»

«Äh, aus Bethlehem in Palästina. Ich bin kein Amerikaner.» Als er diese letzte, überflüssige Information hinzufügte, spürte Omar Jussuf, dass er sich beinahe beschämt anhörte. Es klang, als würde er eine Komplizenschaft am Mord des Mannes im Nebenzimmer und auch an den anderen Morden einräumen, die sein Volk in diesem Land feige begangen hatte, ein Geständnis, dass er ein Außenseiter war, nicht an den Anstand und das Vertrauen, das Amerikaner untereinander zu teilen glaubten, gebunden.

«Kennen Sie die Identität des Opfers, Sir?»

«Nicht genau.» Omar Jussuf spürte wieder den Druck hinter seinen Augen. Er ließ sich aufs Sofa fallen und hob seine Hand an die Stirn.

«Sir?»

«Es könnte mein Sohn sein.»

«Bleiben Sie, wo Sie sind, Sir. Die Polizei ist bereits unterwegs.»

«Wenn Allah es will, möge sie kommen. Inzwischen bleibe ich hier bei ihm.»

«Sir?»

Erst als Omar Jussuf aufgelegt hatte, wurde ihm klar, dass er die letzten Worten auf Arabisch gesagt hatte.

Er hob das Streichholzmodell auf. Der goldene Dom war an der Seite, mit der er auf den Boden gefallen war, eingedellt. Er versuchte, ihn wieder in die alte Form zu drücken, aber seine Finger hinterließen auf den Streichhölzern nur einen braunen Schmierfilm. Er starrte seine klebrigen Finger an, ging in die Küche, ließ heißes Wasser laufen und rieb sich das Blut von den Händen. Auf dem Handrücken sprenkelte ein Leberfleck seine olivenfarbene Haut. Er kam sich alt und gebrechlich vor. Sein Körper verfiel – aber er lebte noch. Er seufzte und dachte, dass sein Sohn vielleicht nie alt werden würde.

Als er das Wasser abstellte, hörte er Schritte auf der Treppe. Er ging ins Wohnzimmer und fürchtete, dass der Mann im schwarzen Mantel zurückgekommen sei. Aber die Schritte waren sorglos und laut. *Das muss die Polizei sein*, dachte er. Er blickte an seiner schwarzen Hose hinunter und fragte sich, wie auffällig die Blutflecken an den Knien waren. Plötzlich bekam er es mit der Angst zu tun, des Mordes beschuldigt zu werden. Bevor er sich die Hände gewaschen hatte, hatten sie vielleicht Blutspuren auf seinem Gesicht hinterlassen; also nahm er die Brille ab und rieb sich mit dem Windjackenärmel über die Stirn.

Er setzte die Brille wieder auf und sah Ala in der Tür stehen.

«Papa, Friede sei mit dir.» Der Junge lächelte, breitete die Arme aus und ging auf Omar Jussuf zu. Das versteinerte Gesicht seines Vaters ließ ihn innehalten. «Was ist das da an deiner Hose, Papa?»

«Mein Junge, du bist am Leben.» Omar Jussuf strich Ala

über seine leichten schwarzen Locken und spürte die feinen Borsten seines Schnurrbarts. Mit seinen ein Meter siebzig war Ala nur anderthalb Zentimeter größer als sein Vater, schien aber den nervösen, gebeugten Mann vor sich zu überragen.

«Allah sei Dank.» Ala ergriff die Ellbogen seines Vaters und küsste ihm die Wangen. «Aber was meinst du? Machst du Scherze? Manche Gegenden in Brooklyn sind gefährlich, aber Bay Ridge ist gar kein so übles Viertel.»

«Mein Sohn, in deinem Schlafzimmer liegt eine Leiche.»

Ala presste Omar Jussufs Arme fester. «Was? Papa, jetzt mal im Ernst. Was ist passiert?»

Omar Jussuf deutete zum Schlafzimmer seines Sohnes und senkte den Kopf. Der junge Mann betrat sein Zimmer.

«Möge Allah ihm gnädig sein», murmelte Ala. «Es ist Nisar.»

«Mein Sohn, ich hatte schon geglaubt, *du* könntest es sein.» Omar Jussuf schauderte, als er sich der Tür näherte.

«Das Hemd.» Alas Stimme brach. «Die Schuhe. Er war so stolz auf sie. Er nannte sie seine ›Armani-Stiefel‹. Sie sind teuer. Es ist Nisar.» Er nahm Omar Jussufs Hand, die vom Waschen noch warm und rosig war, und wandte sich dann mit glasigem Blick wieder seinem Freund zu.

Omar Jussuf ließ sich aufs Sofa fallen und bemühte sich um eine Sitzhaltung, die das Blut auf seiner Hose möglichst verdeckte. Den Schoß bedeckte er mit einem Kissen. Es war rot auf schwarz mit dem geometrischen, in Bethlehem üblichen Stammesmuster bestickt. Er strich mit dem Zeigefinger über die dicke Stickerei und fragte sich, ob Marjam es für ihren Sohn angefertigt hatte. Er schloss die Augen und versuchte, sich seine Frau vorzustellen, aber stattdessen erschien Nisars Gesicht vor seinem inneren Auge. *Mein alter Schüler*, dachte er. *Mein lieber Junge*.

Ala kam aus dem Schlafzimmer. Die Tränen und das Zit-

tern waren vereebbt. Sein Gesicht wirkte streng. Omar Jussuf glaubte, in den zusammengekniffenen, braunen Augen seines Sohnes Trauer und Hass zu erkennen.

«Der Hurensohn», sagte der Junge. «Raschid. Er hat es also getan. Er hat Nisar umgebracht.»

«Nein, er war doch sein bester Freund.»

Ala trat heftig gegen die Wohnungstür. Sie knallte zu, und ins Echo schrie er: «Die Dinge haben sich geändert, seitdem wir alle gemeinsam auf der Frèresschule waren, Papa.»

«Gleichwohl, Mord? Was hätte Raschid zu so etwas treiben sollen?»

«Das willst du gar nicht wissen.»

«Ich glaube es einfach nicht. Bei so etwas kann man sich nie sicher sein.»

Ala drehte sich zum Fenster, zog eine Ecke der Netzgardine zur Seite und sah auf die graue Straße hinaus. Sein Unterkiefer wurde hart, und als er sprach, klang seine Stimme scharf. «Er hat es so klar wie nur möglich gemacht.»

«Was meinst du damit?»

Der junge Mann rieb den dünnen Vorhang zwischen den Fingern. «Der Mann mit dem Schleier.»

«Was?»

Alas Augen fixierten wütend das Fenster. «Das Stück Stoff auf dem Kissen, wo Nisars Kopf sein müsste. Das ist ein Schleier. Ein Schleier, wie Frauen ihn tragen.»

«Aber ein verschleierter Mann?»

«Das weißt du doch so gut wie ich, Papa. Du hast uns im Geschichtsunterricht davon erzählt.»

«Der Schleier, der in den messianischen Geschichten vom Verräter getragen wird, vom Feind des Mahdi.»

«So ist es. Wenn unser Messias, der Mahdi, kommt, muss der Mann, der sich ihm entgegenstellt, einen Schleier tragen, und der Mahdi wird gegen ihn kämpfen und ihn töten.»

In der Nähe heulte eine Sirene auf.

«Was hat das mit Raschid zu tun?», fragte Omar Jussuf.

Ala schüttelte den Kopf. «Raschid und Nisar –»

Die Sirene kam näher.

«Little Palestine ist nicht so, wie ich dich glauben machen wollte, Papa», sagte Ala. «Amerika ist sehr rau. Für mein Computerdiplom von der Universität Bethlehem interessiert sich hier kein Mensch. Ich konnte keinen vernünftigen Job finden. Bei Raschid und Nisar war es genauso. Für die Amerikaner sind wir bloß eine weitere arabische Bande, Terroristen oder Sympathisanten von Terroristen, antiamerikanische Fanatiker, denen man mit entsprechendem Fanatismus begegnen muss.» Er schlug sich mit den Händen gegen die Hüften und ließ die Schultern sinken. «Ich bin kein Programmierer. Ich arbeite als Verkäufer in einem Computerladen, der von einem anderen Palästinenser geführt wird. Um über die Runden zu kommen, fahre ich ein paar Nächte pro Woche Taxi. Raschid und Nisar fahren für die gleiche Firma. Ich teile mir dieses Apartment mit ihnen, weil ich mir keine eigene Wohnung leisten kann.»

«Was hat das damit zu tun? Wieso soll das beweisen, dass Raschid Nisar ermordet hat?»

«Ich habe hier mit ihnen gewohnt, war ihnen nahe. Ich weiß, wie schwierig das Leben in Amerika für sie war, und ich weiß, was zwischen ihnen vorgefallen ist.»

«Und was wäre das?»

Ala rieb sich mit der Hand die Augen und ließ die Gardine wieder vors Fenster fallen. «Die Polizei ist da», sagte er.